



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Deutsche Taschenbücher : Rheinisches Taschenbuch für  
1842 H herausgegeben von Dr. Adrian.**

**Schliephake, Th.**

**1841**

## Deutsche Taschenbücher.

Rheinisches Taschenbuch für 1842.

Herausgegeben

von

Dr. A d r i a n . \*)

Unter den Taschenbüchern, womit uns der diesjährige Herbst beschenkt, muß das rheinische, schon wegen seines Titels, eins der ersten sein, die wir hier in Belgien bewillkommen. Wir begrüßen es als eine Gabe des deutschen Nachbarlandes, mit dem wir schon aus dem Grunde in nähern literarischen Verkehr zu treten uns getrieben fühlen, damit wir uns nicht vorwerfen müssen, daß geistige Schranken und Scheidungen noch fortbestehen, während die Mechanik und der rechnende Verstand die des Raumes und Bodens bereits überwunden haben. Zwar haben wir hier an den Grenzen von Deutschland einen nicht ungünstigen Standort, um das Vaterland im Großen und in seiner Gesammtheit zu überschauen, um die ausgedehnten und getheilten Gebiete, die es umfaßt, durch einen perspectivischen Blick einander näher zu rücken; manche Unterschiede, welche in der Mitte des deutschen Lebens den Blick der Kritik oft stören und verwirren, so mancherlei Lärm, welcher auf der Arena selbst das Ohr eine Zeit lang betäubt, und es leicht des Sinnes beraubt, den wahren Ton, der in der Zeit anklingt, das herrschende und reine Verhältniß zu vernehmen, — dies alles können wir hier ohne Mühe von uns fern halten. Allein, wenn wir so bei Besprechung der Erzeugnisse deutscher Kunst, Poesie und Wissenschaft angewiesen sind, die umfassenderen Ge-

\*) Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., bei J. D. Sauerländer.

sichtspunkte zu bewahren, wenn wir in den Bewegungen der deutschen Literatur vor allem das allgemeine Ziel, wohin sie deuten, auffuchen, so soll uns diese größere und ernstere Aufgabe doch keineswegs hindern, an den mannichfachen besonderen Interessen und Gefühlen einen Antheil zu nehmen, woran das deutsche Vaterland mit seinen zahllosen kleinen und großen Städten so reich ist.

Und so wollen wir gleich unsere Sympathie für die freundlichen rheinländischen Zierden gestehen, womit Grabstichel und Feder das vorliegende Taschenbuch ausgestattet haben. Der Gedanke, für den artistischen Theil des Almanachs die Gemälde Lebender deutscher Künstler zu benutzen, verdient völligen Beifall; wir verlangen, daß ein solches Jahresprodukt die frische Färbung der Tage und des Ortes an sich trage, denen es seine Entstehung verdankt, und daß es dadurch den Austausch der neuesten Erzeugnisse der verschiedenen Localitäten vermittele.\*) — Das Titelbild zeigt uns das Portrait des geschätzten Malers Ph. Veit, jenes Meisters, welcher, zugleich im Geiste der deutschen und der römischen Malerschulen, einfache Wahrheit der Composition mit der Begeisterung des Gefühls verschmilzt. Ein schöner Stahlstich stellt dieses Künstlers Bild: die beiden Marien am Grabe, vor. Ein anderes Blatt giebt uns: Mädchen auf dem Berge, nach Vegas; es folgt eine zierliche Tafel: die Braut, nach Kustige; sodann ein ausdrucksvolles Bild nach F. Lessing: Ezzelino da Romano, im Gefängnisse, in der letzten Stunde seines Lebens, wo Wuth und Ingrimm des gefesselten Tyrannen, die Heilung der Wunden unmöglich machte. Romeo und Julie, von C. Sohn, ruft uns aufs neue die lieblichste Scene des großen Dichters vor's Auge. Zuletzt kommen noch die Elfen, von Steinbrück, nach der allbeliebten Tieck'schen Novelle. — Wir möchten noch den Wunsch aussprechen, daß uns das Rheinische Taschenbuch auch eine Auswahl von jenen in Frankfurt gestifteten Bildern des Kaisersaales liefere, welche in neuester Zeit das eigenste und monumentalste sind, was die kunstfünnige Stadt Frankfurt auf diesem Felde uns bieten könnte.

Die erste Novelle des Almanachs: Der Tyrann von Padua, von G. v. Heeringen, behandelt eine Scene aus Ezzelins Jugend.

\*) In Belgien, welches eine Almanachliteratur, wie Deutschland sich deren erfreut, nicht besitzt, wäre Stoff und Gelegenheit genug, zu dergleichen Unternehmungen. Es reicht hin auf die jährlichen Kunstausstellungen und den Reichthum nationaler Erinnerungen und Denkmäler, auf die vielen noch uneröffneten Quellen heimathlicher Geschichte und Novellistik hinzuweisen.

Der Gegenstand ist glücklich gewählt; der Verfasser zeichnet uns seinen Helden in den für den Charakter desselben entscheidenden Momenten, er läßt uns die Umwandlung seiner ursprünglich nicht unedlen Natur erkennen. Doch ist von Anfang an dem Wesen Ezzelins ein Zug vor Wildheit beigemischt, die ihn, sobald er sich selbst überlassen bleibt, zu Rachsucht und Grausamkeit anspornt. Die erste Ursache, welche Ezzelins Groll gegen Padua erweckte, fällt in seine frühe Jugend. Kaum dem Knabenalter entwachsen, ohne Rang und Güter, knüpft Ezzelin ein Liebesverständniß mit Bianca, der Tochter des Podesta von Padua an. Der Vater, der das Geheimniß entdeckt, treibt den stolzen Jüngling, nach öffentlicher Demüthigung, schmachvoll aus der Stadt; Ezzelin rächt den Spott, den er noch an dem Thore der Brenta erfährt, durch Ermordung eines paduanischen Bürgers. Bianca wird an den Arzt Bernetti, den Vetter des Ermordeten, vermählt. Indessen thut sich Ezzelin durch kriegerischen Muth in Gefolge Kaiser Friedrichs II. hervor; seine glänzende männliche Schönheit fesselt den Blick der Frauen; Bianca sucht vergebens, den Jugendgeliebten zu vergessen, und die schöne Brescianerin Laura, wirft ihr Auge auf den stattlichen Helden, als sie ihn bei dem Einzuge des Kaisers, der damals seine Vermählung mit Jolanthe feiern wollte, durch die Straßen ihrer Vaterstadt reiten sah. Die ausgezeichneten Gaben des ernstesten, verschlossenen und kühnen Jünglings, bewogen den Kaiser, ihn den Paduanern zum Herrscher zu setzen. — Er kennt den Groll, den Ezzelin gegen diese Stadt hegt, und entschuldigt ihn; er gibt Padua in seine Hand, weil diese Stadt in den welfisch-ghibellinischen Fehden eines strengen und unbeugsamen Herrn bedurfte. Ezzelin hält seinen Einzug in Padua. Auf einem Balkon erblickt er Bianca; die Leidenschaft erwacht mit erneuter Gewalt in der Brust des jungen Fürsten, den im Angesicht des Ortes, wo man ihn einst schimpflich bestrafte, das volle Gefühl seiner Macht über die ihm anheingeegebene Stadt übersfällt. Den Abend beim Tanz vermißt er die Geliebte. Stürmisch fordert er von Bernetti, ihrem Gemahl, daß er sie herführe. Aber der Bürger kennt die Grenzen der fürstlichen Gewalt, und verweigert es; endlich, als Ezzelin immer heftiger in ihn dringt, verläßt er den Saal. Vom Fieber der Leidenschaft und Wuth ergriffen, schlaflos, von Nachgedanken gequält, steht der Fürst von seinem Lager auf; er fordert einen Trank zur Kühlung; ein paduanischer Edelknabe bringt einen Pokal. Als er ihn an die Lippen setzt, erschallt das Geschrei: es ist Gift in dem Tranke! Bianca, im Nachtgewande, erscheint, flüchtig, den Busen mit

einem Dolche durchbohrt, den Bernetti auf sie gezückt hatte. Ezzelin ringt mit Bernetti, und entwaffnet ihn. Ganz Padua ist in Aufruhr, Welfen und Ghibellinen theilen die Stadt in kämpfende Lager. Der aufgehende Tag zeigt Ezzelins Sieg, die Straßen und Paläste mit Leichen bedeckt. Als nach diesem Begebniß Ezzelin düster sinnend in seinem Gemache saß, erschien Donna Laura vor ihm, von Liebe zu dem Manne im verödeten Palaste getrieben. Sie kommt, ihn von der Schwermuth zu erretten, in der er sich zu verzehren droht. — „Nun bin ich hier, Ezzelin,“ sagt sie, „mit meinem fühlenden Herzen, das mit Euch weinen will, und die Hälfte des tödlichen Grams, der Euch verzehrt, von Euch fordert. Zu Euren Füßen kniee ich und flehe um diese Gabe. O blickt mich sanft und menschlich an, lächelt gütig auf mich herab. — Sie drückte seine Hand von Neuem an ihre Brust, an ihre schönen Lippen. — Du warst ihre Freundin, und kommst Blutrache für sie zu fordern, sagte Ezzelin, mit der Linken über seine Stirn fahrend. — Auch das, wenn Du willst, athmete Laura. Dich nur rette, Du Herrlicher! Kann Blut die Fessel sprengen, die Deine Seele drückt, den Fels wegschütten, der auf ihr lastet, so laß es fließen. Vergieß es in Strömen, — Du hast die Macht dazu und das Recht. Man sagt es sei Dir Botschaft gekommen vom Kaiser, der Dir anrath, ein strenges Gericht zu halten über Padua, und die frevelmüthige Stadt ohne Gnade zu züchtigen. — Dem ist so. — Und willst Du es? — Ich will es. — So ward Ezzelin der Tyrann von Padua, und Laura nach Jahresfrist seine Gemahlin.“ — — Es kann auffallen, warum einem schon in seiner Anlage so gemischten und unsichern Charakter, wie Ezzelin, vom Kaiser Friedrich II. der wichtige Posten in Padua anvertraut wird. Dieser Punkt scheint in der vorliegenden Erzählung nicht befriedigend gelöst. Um dies zu thun, hätte der damalige Zustand der Fehde zwischen Ghibellinen und Welfen, die nur im Allgemeinen erwähnt wird, näher und wirksamer in die Geschichte gezogen werden sollen, und dafür wäre vielleicht gerathener gewesen, solche Episoden, wie die bekannte Kreuzfahrt deutscher Knaben, wegzulassen. Zwar ist diese sehr ergreifend vorgestellt, doch liegt sie den Grenzen dieser Novelle zu fern. Als Ungleichförmigkeit in der Composition erscheint die Art und Weise, wie Friedrich II. eingeführt ist. Er tritt gleich Anfangs zu sehr in den Vordergrund; diese mächtige Persönlichkeit fesselt sofort unsere Aufmerksamkeit, und wir müssen uns doch nachher entschließen, sie gegen eine andere, minder große, umzu-tauschen. — Die Form dieser sehr unterhaltenden Erzählung ist leicht

und glücklich, die Bewegung rasch, die Schilderung ansprechend, voll lebendiger Züge und Farben. —

St. Hubertustag, Novelle von L. Storch, ist eine complicirte und spannende Familiengeschichte, mit jener Geschicklichkeit angelegt und berechnet, die bei Romanen, deren Motive Schuld, Fluch, gespenstische Einwirkungen, Träume, Rache und Schicksal sind, in die Stelle des freien dichterischen Ergusses zu treten pflegt.

Aus einem furchtbaren Frevel, den ein hartherziger Baron und Waidmann, an einem Bauer, wegen Wildschießens, verübt hat, entspringt ein Familienfluch, dessen zahlreiche Opfer am St. Hubertustage dem rächenden Dämon verfallen. Die Reihe derselben schließt Emil, ein junger Edelmann, den wir den Helden der Erzählung nennen würden, wenn dazu in ihm eine Anlage wäre. Am Tage vor seiner festgesetzten Vermählung erreicht ihn das Geschick. Indes erleidet seine Geliebte dadurch keinen Verlust; sie empfand mehr Mitleiden und freundschaftliches Zutrauen als Liebe zu dem von Schwermuth und Lebensunlust geplagten, weicherzigen Jüngling, dessen ganzes Sein sich auf kränkliche Weise an ein weibliches Wesen klammert, nicht mit dem Gefühl, dasselbe beglücken zu können, sondern von dem dunkeln Verlangen getrieben, für das sonst farblose Leben irgend einen festen Halt zu finden. Sigismunde liebt den Grafen Born, und nachdem alle dunkeln Mächte das Feld geräumt haben, wird sie seine glückliche Gemahlin. — Die gelungenen Partien der Erzählung sind die Spuckscenen im Schlosse Tannenforst. Auf dergleichen, wie es scheint nie abzunuzenden Effekten, beruht größtentheils das Interesse dieser übrigens mit viel Gewandtheit gearbeiteten Novelle. An treffenden Schilderungen fehlt es nicht. Doch ist der Eindruck der Geschichte mehr peinigend als anziehend. Alles das Unge- mach, welches die Familie des Barons betrifft, ist Folge der Schleich- tigkeit, der rohen Willkühr, gemeiner Tyrannei; nicht ein mächtiges Gefühl, nicht eine gewichtige Individualität, welche uns dem drückenden Mitleiden enthübe, womit wir den Begebenheiten zu folgen gezwungen sind. Die edle Figur des Stückes ist der Graf; aber dieser glückliche Schlussheld ist von Anfang an so fertig, so abgeschlossen, so ein bloßer Mann der Welt, in alles von vorn herein sich schickend, daß er keine große Theilnahme erwecken kann. Emil ist eine unschuldige, aber be- trübte Natur; er ringt nicht einmal mit seinem Geschick; er erliegt ohne Kampf und Entschluß. Wie kann eine solche Figur den Dämon zur Ruhe bringen? — Die bloße Fatalität, die uns mechanisch faßt, gehört

in die verlebte Novellenliteratur, wie sie auch im Drama längst überwunden ist, wo sie sich als Gattung geltend machen wollte.

Die Dornen, Erzählung von Wilhelm Müller, ist in lebendiger, anschaulicher Weise geschrieben. Eine moralische, ernste Grundlage trägt das Ganze. Eleonore, die Heldin der Novelle, erzählt einer Freundin die Geschichte ihres Lebens, — ein Bekenntniß kalten Stolzes, herzloser Eitelkeit, wodurch sie über den ihr ergebenen, aber verschmähten Liebhaber empörende Prüfungen, über ihren Vater und sich selbst das äußerste Elend häuft. — Schon als Kind zeigt Eleonore jene Grausamkeit, welche, weil sie aus dem Naturell stammt, aller Folgen spottet. Ein blondlockiger, märchenerzählender Knabe, Sohn des Malers Mohrath, soll ihr eine Rose pflücken, die von einem Abhange der Tharandter Hügel das Auge des Kindes lockt. Der Knabe kann sie nicht erreichen, da drückt die erzürnte Kleine ihm das Gesicht in die Dornen, er stürzt, und wird unten in der Felskluft, blutend, mit gräßlich zersurchtem Gesicht aufgehoben. Diese Unart ist das Vorspiel zu mehreren, der ersten nicht sehr unähnlichen Szenen. Die Vergnügungen der großen Welt, die gleißende Schmeichelei der Gesellschaft, ersticken in der jungen Dame jedes tiefere Gefühl. Mehr als einmal wagt der Jüngling das Leben für eine Laune des stolzen Mädchens. Mehr als einmal werden wir über die Schluchten, an die Felsenränder der sächsischen Schweiz geführt. Eleonore schenkt ihre Hand, ohne Liebe, dem Baron Edgar, einem treulosen Glücksjäger, welcher in den Tagen der Befreiungskämpfe zu den Franzosen übertritt, indem er das gesammte Vermögen seines Schwiegervaters mit sich nimmt. Der Alte fällt darüber in Wahnsinn. Im Verein mit ihrem unverbrüchlichen Freunde und Helfer in der Noth — denn sie ist jetzt aller Mittel beraubt — widmet sich die Tochter der Pflege desselben. Dennoch verläßt sie den Freund und Vater, verlockt von ihrem Gatten, dessen Verrath in ihren Augen durch Gold und Rang überstrahlt wird. Der Vater stirbt vor Gram. Um diese Zeit fällt die große Schlacht von Leipzig in die Geschichte ein. Am dritten Tage eilt Eleonore auf das Feld; sie sieht, wie ihr Gemahl auf dem Flusse, von einer Kugel getroffen wird; Mohrath rettet, auf ihr Geheiß, den Todtverwundeten ans Ufer, wird aber selbst von der Gewalt der Fluthen und des Getümmels in den Strom zurückgeworfen. Es findet sich zuletzt, daß Edgar mit einem zweiten Weibe vermählt war. — „Ich hatte kein Mitleid mit seinem Sterben, und es war mir, als müsse ich im fühllosen Hohn wie er auflachen. Da ich aber mein Auge abwandte, fiel es auf den Armen, den ich, um des Falschen willen, in

den Tod gesagt hatte. Ich sah ihn noch einmal aufstauen, sah noch einmal sein Auge mit einer unendlichen Wehmuth, mit einer unaussprechlichen Liebe nach mir hinüberblicken, — dann sank er unter, und über ihm rollte das Gewoge und Gedränge wie vorher. Da brach ein entsetzlicher Schmerz meinen starren Sinn; bei dem Tode meines Vaters versteinte mein Herz, jetzt verblutete es aus tausend Wunden. Alles, was ich in meinem verfehlten Leben gethan, drängte sich jetzt mit furchtbarer Erinnerungskraft meinem Geiste auf. Jetzt, jetzt erst, von dieser Stunde, hatte die Neue eine bleibende Stätte in meiner Brust, und ich empfand, daß mein ganzes Leben eine Seelenverfinsterung gewesen.“ — Sie beschließt, sich in ein Stift zurückzuziehen. Unterwegs fällt sie in eine schwere Krankheit. Die aufopfernde Sorge eines Arztes schafft ihr Genesung. — „Da wankte der Arzt hervor, und keines Wortes mächtig, sank er vor Eleonoren nieder. Und diese staunte ihn lange wie eine freundliche Erscheinung an, und flüsterte endlich: Du bist es wirklich! Wie bist Du so schön geworden, als Du gut bist; wo sind die Dornenmale und die Narben der Wunden, die Du durch mich erlitten? — Die Zeit hat sie vertilgt, erwiderte Mohrath, und selbst die Rückerinnerung an sie hat für mich keine Schmerzen mehr. Er schloß die Weinende in seine Arme, und ich weiß nicht, welche Lippe „Vergebung“ zitterte.“ — Das achtbare Talent des Verfassers bewährt sich in vielen Partien dieser sehr künstlich angelegten Novelle. Das beste Stück daran ist eine große Episode über Mohraths Vorfahren; Wahlergeschichten, Glaubensänderungen, Auswanderungen, machen den Stoff derselben aus. Ein humoristischer Arzt, auf den wir die Leser aufmerksam machen, ist wohl eine der ansprechendsten Figuren der Erzählung. — Was den Inhalt des Ganzen anbetrifft, so erscheint uns die psychologische Steigerung gezwungen und übertrieben; auch will der glückliche Ausgang zu dem Grundcharakter der Aufgabe nicht passen. Die Geschichte könnte füglich mit Eleonorens Vorsatz, das Stift zu beziehen, schließen. Zwar ist gewiß, daß das Erheiterungsmittel am Ende einer großen Anzahl von Lesern willkommen sein wird. Aber die Wahrheit eines Schmerzes verträgt sich damit nicht. Diese Wahrheit hat freilich mit der mathematisch fortschreitenden Seelenfolter moderner Effektstücke nichts gemein. An Tieck's Tod des Dichters, könnten unsere Novellisten ein Muster sehen, wie im Tragischen die innere Schönheit zu gewinnen ist. Wo die lebt und erscheint, bedarf es keiner von Außen hergebrachten Beschwichtigungsmittel. —

von Luise, Novelle aus den Kriegsjahren, von Th. Creizenach wird in der reizendsten Umgebung, auf dem Heidelberger Schloß, vorgetragen. Sie hält von Anfang an ein munteres, wohlthuendes Interesse rege. Schon zum Eingange werden Weinklieder — aber in der Gegenwart von Bierflaschen — gesungen. — Die hochherzige Handlung eines edlen, liebevollen Mädchens, welches, zur Zeit der Befreiungskriege, sich ihres kostbaren Haares beraubte, um durch den Erlös einen Beitrag für den patriotischen Verein zu bringen; die Begeisterung, welche diese schöne That erweckt, indem man Ehrenkreuze und Herzen aus diesem Opfer flieht; — dies ist der Kern der leicht und angenehm vorgetragenen Novelle. Ein heiteres, leuchtendes Colorit ist über die ganze Handlung gegossen. Viele treffende Züge aus dem Leben, — der Erwerb sinniger Beobachtung, — treten uns auf diesen Blättern entgegen. Vielleicht hätte das studentische Wesen dem Bilde ferner gehalten werden sollen. Der romantische Sinn der Studenten mag in solchen Erzählungen willkommen heißen werden. Aber ihre Sitten und Gebräuche sind ein unerquicklicher Rahmen der Dichtung; sie werden aus der Mode kommen, ohne in die poetische Welt sich zurückziehen zu dürfen.

Die von Adelheid von Stolterfoth mitgetheilten Alpenlieder, lassen bedauern, daß die Sammlung nicht zahlreicher ist. — In dem Ausdruck:

„Wenn durch die rauhen Felsenschlünde  
Die Melodie der Büchse gelst.“

ist es schwierig, der Phantasie der Dichterin nachzufolgen.

Die Briefe aus Schottland, geschrieben im Herbst 1840, von Adrian, gehören zu den anziehendsten Gaben dieses Taschenbuchs. Der frische, kühle, gesunde Athem jener nordischen Natur weht durch diese Schilderungen. Wir erfreuen uns mit ruhigem Auge an dem Glanze der schottischen Seen, die unter den nebelumhangenen Bergen aufleuchten, an dem zarten, weichen Grün, womit der wilde, trogige Boden der Hochlande sich bekleidet hat.

Th. Schliephake.

## Briefe aus Antwerpen.

Aus den Papieren eines reisenden Deutschen.

### I.

..... Und trotz aller dieser Kunstschätze und großartigen Monumente des Bürgerfleißes, drängte mich mein Interesse vor Allem nach der Citadelle hin. Mir war es, als wäre diese das Haupt der Stadt, und alles übrige nur Leib, Arme und Beine. Ich frug mich selbst, was mich friedlichen Menschen, den ein blutiger Finger erschüttern kann, so sehr nach dem Schauplatz des Krieges und des Gemetzels hinlockte; aber ich fand auch die Erklärung in mir selbst. Wir Deutschen, die wir an der Milch Schillerscher und Goethescher Poesieen aufgezogen sind, wir denken auch bei der Reise durch die belgischen Provinzen, bei jeder Erscheinung zuerst an die Eindrücke unserer Jugend. Der poetische Klang, das romantische Licht, welche an diesem oder jenen niederländischen Namen haften, ist das erste was uns bei Nennung desselben vor die Seele kömmt. Der Abfall der Niederlande, der Don Carlos, der Egmont, sind überall unsere Ciceroni, und wir müssen lange in einer Stadt bleiben und nach allen Seiten hin mit Eifer uns unterrichten, bevor wir von der Schillerschen idealistischen Färbung uns losmachen und emanzipiren.

Die Belagerung von Antwerpen ist ohnstreitig die lebendigste und reizendste Episode der Schillerschen Abfallsgeschichte, und gewiß ist es dieser Theil der Antwerpner Geschichte, der jedem jungen Deutschen bei der erstmaligen Nennung der Stadt einfällt.

Darum drängte es auch mich vor Allem nach jenem Schauplatz hin, der meiner Knabenphantasie so bunten Stoff zu üppiger Schwelgerei gegeben.

Ich hatte meinen Empfehlungsbrief an den Festungskommandanten, den Herrn Major B\*\*\*\* abgegeben. Die hohe Wichtigkeit des Postens, so wie die vielen Schilderungen, die man mir von den seltenen Kenntnissen die-